

Nr. 244. Bromberg, den 26. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(23. Fortsetzung.)

„Und hättest du — das — der Polizei nicht sagen können?" fragte sie.

„Es wäre nutzlos gewesen", entgegnete er ernst.

„Wie meinst du das?" fragte sie atemlos.

Es dauerte lang, bis er antwortete. Als er dann sprach, waren seine Worte kaum vernehmbar. „Weil man mir nicht geglaubt hätte. Ich ging geradeswegs auf das Haus zu, entschlossen, deinen Vater zu sprechen, ehe es noch später würde. Die Eingangstür stand offen, das ganze Haus schien völlig unbeleuchtet. Ich trat ein und ging hinauf. Da sah ich Licht in deines Vaters Arbeitszimmer. Und fand deinen Vater — tot." Kummervoll sah er sie an. „Der Bericht klingt unglaublich, selbst dir, nicht? Doch — —"

„Oh!" Es war ein Schreckensruf, der sich ihr wie unfreiwillig entrang. Dann fragte sie hastig: „Du dachtest, du glaubtest, daß ich — —"

„Ich wußte nicht, was denken, doch das dachte ich nicht", gab er zurück.

„Später, am nächsten Abend, sah ich etwas, und das lenkte meinen Verdacht auf — —" Er hielt inne.

„Sage mir, was du dachtest", bat sie.

„Auf Thalassa", endete er seinen Satz.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wer war es aber dann? Die letzte Annahme der Polizei geht dahin, daß ich damit zu tun habe. Es muß ermittelt worden sein, daß ich an jenem Abend in Flint House war. Jetzt ist es zu spät, die Wahrheit zu sagen, die wahrscheinlich auch früher nicht geglaubt worden wäre. Hält doch mein eigener Vater mich für den Täter." Er lachte grell. „Ich trachtete den Anwalt deines Vaters von deiner Unschuld zu überzeugen, und ich hätte ihm die Wahrheit gesagt, wäre er nur etwas mitfühlender gewesen." Und ängstlich fügte er hinzu: „Wenn es nicht Thalassa war, — wer sonst kann es gewesen sein? Hast du keinerlei Vermutung, — nicht den geringsten Argwohn?"

Wieder schüttelte sie den Kopf. Sie mühte sich, ihn anzusehen, doch zum ersten Male standen jetzt Tränen in ihren Augen. Leise streichelte sie seine Hand, die auf dem Tische lag.

„Wir müssen es herausfinden", sagte er laut.

„Was können wir tun?" Reichlich hoffnungslos klang die Frage.

„Laß mich nachdenken", sagte er. Und nach einer Pause: „Hatte dein Vater keinen Feind? Fürchtete er niemanden?"

Nachdenklich sah sie ihn an. „Mein Vatere fürchtete niemanden", sagte sie. „Zum mindesten ist mir nichts bekannt. Niemand konnte richtig Einfluß auf ihn nehmen, mit Ausnahme von Thalassa."

„Was war das für Einfluß?"

„Das ist schwer zu beschreiben", sagte sie zögernd. „Thalassa durfte sich Freiheiten erlauben, die niemand anderer gewagt haben würde. Er hatte jederzeit Zutritt zu ihm. Zuweilen erwachte ich spät nachts und hörte sie beide in Vaters Arbeitszimmer flüstern."

Sie ahnte offenbar nicht die Bedeutung dieser Angaben, auf Charles aber machten sie tiefsten Eindruck. Erwartung und Grausamkeit lag in seinem Blick, — der Spürsinn des Jägers war erwacht. Jetzt sprach er:

„So ist es doch wahr, was ich von Anfang an glaubte. Thalasa weiß um den Mord. Er ist in irgendeiner Weise daran beteiligt."

„Warum glaubst du das?" rief sie klagend.

„Warum? Weil dein Vater nicht der Mann war, irgend jemandes Überhebung zu dulden, wenn er nicht Gründe hatte, sie dulden zu müssen. Ist Thalassa auch nicht selbst der Mörder, so kennt er ihn doch zweifellos. Er und dein Vater wußten um das Geheimnis, — ein gräßliches Geheimnis, das Schuld trägt an deines Vaters Tod. Deshalb schweigt auch Thalassa: Weil er in dies Rätsel verwickelt ist, was immer es sein mag."

„Nein, nein, er tut es aus Rücksicht für mich, — ich fühle es. Ich ließ es ihn versprechen."

Nachdrücklich schüttelte Charles Turold den Kopf. „Es mag mehr als einen Grund für sein Schweigen geben", sagte er. „Wenn es so ist, wie du sagst, so schützt er sich selbst so gut wie dich. Und wurde dein Vater getötet, als Thalassa in jener Nacht nicht im Hause war, so weiß er doch, von wem."

Erschreckt, verblüfft sah sie ihn an. „Nein, ich kann nicht glauben, daß du recht hast. Könnte ich Thalassa sehen — nur für fünf Minuten — —"

„Ich will hinunterfahren, ihn aufsuchen und ihn fragen."

„Nein, nein, das darfst du nicht", schrie sie auf, „es wäre gefährlich für dich."

Doch als sein Blick ihr verriet, daß er entschlossen sei, das kühne Wagnis zu unternehmen, machte sie keinen weiteren Hinderungsversuch. Doch zitternd klammerte sie sich an ihn, als wäre er dadurch geschützt und gesichert. Schnell dachte er weiter.

„Mag sein, daß es mißlingt", sagte er. „Zwar glaube ich es nicht, denn ich will alle Vorsicht walten lassen, doch die Polizei lauert in Cornwall ebenso auf mich wie hier. Wenn es fehlschlägt, — wenn ich nicht wiederkehre, — wirst du verstehen?"

Ihr Blick gab Antwort.

„Lies die Zeitungen", bat er, „und sei vorsichtig." Angstvoll sah er sie an. „Bist du hier in Sicherheit, bis ich wiederkehre?"

„Ja, — ich glaube", flüsterte sie traurig.

„Gut denn. Ich fahre heute mit dem Nachtzug, — mir bleibt eben noch Zeit, ihn zu erreichen. Wenn du morgen früh erwachst, werde ich in Cornwall sein."

„Ich werde nicht schlafen", kläglich und gebrochen klang es — „ich werde wachen und an dich denken."

Schnell schlang er den Arm um sie und küßte ihre Lippen. „Wenn ich die Wahrheit finde, dann trennt uns nichts mehr, Sisily."

„Nein, nichts mehr."

Er wandte sich jäh, um zu gehen, sie aber hielt ihn noch.

„Sage Thalassa — ich lasse ihn bitten — dir die Wahrheit zu sagen, wenn er sie weiß —"

Dann gab sie ihn frei und sah ihm nach, wie er das Zimmer verließ und aus dem Hause ging.

27. Kapitel.

In so vollständiger Einsamkeit lag Flint House, daß Charles' behutsames Pochen in der großen Stille zu widerhallen schien. Doch auch als er nochmals lauter klopfte, löste dies keine Wirkung aus. Er wartete ein Weilchen, dann zog er die Glocke. Niemand kam, trotzdem sie dünn und schrill durch das Haus gellte. Da stieg er zu den Klippen nieder und sah sich in gebotener Vorsicht um.

Er sah, wie ein Mann rasch den Klippenweg heraufkam. Sein Herz schlug wild, da er ihn erkannte. Es war Thalassa, der Charles erst bemerkte, als der junge Mann den schlüpfrigen Pfad herabgesprungen war und nun vor ihm stand. Doch Thalassas braunes Gesicht blieb unbeweglich.

„Thalassa", sagte Charles ernst, „ich bin zu Ihnen gekommen."

Sie schritten nun nebeneinander, und Thalassa lugte angelegentlich in jeglichen Winkel der mächtigen Klippen. Und wie beiläufig fragte er: „Weshalb?"

„Um die Wahrheit zu hören, verwünschter Schurke", rief wütend der junge Mann, dessen mühsam gewahrte Selbstbeherrschung vor dem Gleichmut des anderen schwand. „Sie wissen alles, was die Ermordung Ihres Herrn betrifft. Sie werden es mir sagen, oder ich werfe Sie hier gleich ins Meer hinunter."

Er packte seinen Arm, als er sprach. Thalassa aber entwand sich seinem Griff, sprang nach rückwärts gegen einen Felsen und schnaubte wie ein wildes Tier.

„Weg!" schrie er. „Weg, um Christi willen, sonst — —" er stach mit dem Messer in die Luft.

Charles kam wieder zu sich. Was nutzte es, den Mann zu schrecken oder einzuschüchtern. Da war Sisilys Weg wohl der bessere. War es nun wohl zu spät, ihn einzuschlagen?

„Ich war hart, Thalassa", sagte er. „Kommen Sie, streiten wir nicht, nachdem ich so viel aufs Spiel setzte, um zu Ihnen kommen zu können. Ich bringe Ihnen Botschaft von Sisily."

Das Gesicht des Mannes am Felsen änderte sich im Augenblick. Er tat einen Schritt nach vorn, als wolle er sprechen, dann aber sah er ungläubig auf den anderen.

„Sie lügen", sagte er. „Sie sahen sie nicht!"

„Ich spreche die Wahrheit", gab Charles ernst zurück. „Meinen Sie, ich wäre sonst nach Cornwall gekommen, wo ich doch weiß, daß die Polizei mich sucht?"

„Ach, das wissen Sie auch?" rief der alte Mann. „Man lauert rund um Flint House auf Sie. Sie waren ein Tor, zurückzukehren."

„Um die Wahrheit zu wissen, hätte ich noch mehr gewagt, Thalassa. Es ist Sisilys wegen. Ich habe sie gesprochen. Sie ist in London und ich komme von ihr. Sie gab mir eine Botschaft für Sie. Dies Ihre Worte: „Sage Thalassa, ich bitte ihn, dir die Wahrheit zu sagen, — wenn er sie weiß." Die Behörden verfolgen sie ebenso wie mich."

„Ich hörte davon." Nach diesen rasch hervorgestoßenen Worten verfiel Thalassa in vorsichtiges Schweigen. Charles trat näher heran.

„Thalassa", bat er, „wenn Sie irgend etwas wissen, so müssen Sie es mir um Sisilys willen sagen."

„Wer beweist mir, daß Sie sie sprachen?" fragte Thalassa mit bösem Blick und wandte sich, als wolle er gehen. „Ich halte mein Wort", flüsterte er vor sich hin.

Das rasche Ohr des jungen Mannes fing die halblauten Worte auf und sie zeigten ihm den Weg. „Ich beweise es Ihnen", sagte er. „Sie versprachen Sisily, niemandem zu sagen, daß sie am Abend, an dem er ermordet wurde, bei ihrem Vater war. Wie könnte ich das ahnen, wenn ich sie nicht gesehen hätte?"

„Was wissen Sie außerdem?" fragte Thalassa mit seltsam ungläubigem Blick.

„Sie ließen sie ein", sprach Charles rasch weiter, „und Sie warteten unten auf sie. Später begleiteten Sie sie durch das Moorland an die Omnibushaltestelle. Unterwegs, nächst dem Kreuzweg, nahm Sisily Ihnen das Versprechen ab, keinem Menschen zu erzählen, daß sie an jenem Abend nach Flint House gekommen sei."

„Angenommen, ich glaubte Ihnen, — was dann?" Ungemein vorsichtig setzte Thalassa seine Worte. „Sie sagen, Sie kämen in ihrem Auftrage, um die Wahrheit zu erfahren. Es war aber überflüssig, Ihr Kommen. Was könnte ich noch erzählen, da Sie bereits durch sie alles wissen?"

„Viel." Charles sprach rasch, doch sein Blick war der eines Verzweifelnden. „Was geschah, während Sie sich vom Hause entfernten? Was raubte Ihrer Frau den Verstand? Was fanden Sie vor, als Sie wiederkehrten? Sie wissen das alles, Thalassa?"

„Und wenn ich darum wüßte, wozu es erzählen?"

„Um Sisily zu retten."

„Das würde sie nicht retten können."

„Sie wissen, daß sie es nicht tat", rief Charles, den wieder die Wut übermannte. „Sie waren es — Sie müssen es gewesen sein. Hören Sie mich an! Ich weiß genug, Sie an den Galgen zu bringen. Ich kam ins Haus, während Sie fort waren und sah Ihren Herrn tot im Arbeitszimmer liegen und sah den Schlüssel draußen auf dem Flur. Wer außer Ihnen kann ihn dorthin geworfen haben?"

„Ich war es nicht. Es geschah, ehe ich ins Haus zurückkam."

„Wie spät war es, als Sie mit Sisily fortgingen?"

„Nach halb neun, vielleicht zehn Minuten darüber. Sie kam die Treppe heruntergerannt. „Thalassa, lieber Thalassa, um Himmels willen, lassen Sie mich hinaus", schluchzte sie. „Oh, wozu kam ich überhaupt? Er ist schlecht — schlecht." Mir ziemte es nicht, hier mitzureden, und so schloß ich wortlos auf und ging mit ihr."

„Um welche Zeit stieg Sisily in den Omnibus?"

„Das weiß ich eben nicht. Als wir am Kreuzweg waren, schickte sie mich zurück. Sie wußte ebenso wie ich, daß der närrische alte Kutscher nicht pünktlich sei. Zuvor aber hatte sie mich versprechen lassen, niemandem zu verraten, daß sie an jenem Abend bei ihrem Vater gewesen sei. Und bei Gott, ich hielt mein Wort. Niemand brachte etwas aus mir heraus, soviel sie auch danach fragten. Aber als sie mich zurücksandte, ging ich und ließ sie allein warten, denn ich hatte meinen besonderen Grund, zu gehen. Als ich mich nach einer Weile wandte, stand sie immer noch da, vom russischen Lämpchen beleuchtet, das über dem Kreuzweg hängt."

„Sahen Sie den Omnibus auf der Straße?"

„O nein. Nur sie — allein."

„Und dann?" fragte Charles. „Was fanden Sie, als Sie zurückkamen?"

„Das Haus war dunkel und die Tür stand offen. Scharf blies vom Meere her der Wind, und ich dachte, ich hätte vielleicht die Tür angelehnt, ohne sie zu schließen, und der Sturm habe sie aufgerissen. Als ich aber eintrat, klang ein Wimmern mir entgegen. Erst schien mir, das sei auch der Wind, der immer, besonders zur Nacht, über Flur und Treppen fegt. Ich —" Jäh hielt er inne und warf einen vorsichtig prüfenden Blick auf den Lauscher.

„Ja, ja", drängte Charles. „Und was dann?"

Dann trat ich in die Küche und sah das alte Weib wie ohnmächtig auf dem Boden liegen. Von ihr kam das Wimmern, das ich eben gehört hatte. Als ich sie aufhob, öffnete sie die Augen, lachte und weinte und deutete zur Decke empor. Eine Zeitlang brachte ich nichts aus ihr heraus. Dann sagte sie undeutlich, es sei ein Krach von oben gekommen, und fiel neuerdings in Ohnmacht. Ich trug sie auf ihr Bett und rannte hinauf, so schnell mich meine Beine trugen. Durch die Türspalte sah ich Licht, doch er antwortete nicht, als ich klopfte. Ich wollte öffnen, aber es war von innen verschlossen. Nun klopfte es unten am Eingang. Was dann folgte, wissen Sie." Wieder sah er forschend auf den jungen Mann, dann versank er in Schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau vor dem Spiegel.

Chinesische Skizze von Josef Robert Harrer.

Was ich euch jetzt erzählen will, hat sich vor vielen Jahrhunderten ereignet, fern von Europa im Lande der Chinesen, die uns heute noch geheimnisvoll und seltsam scheinen. Die Seele des Chinesen ist uns fremd in ihrer unendlichen Weichheit, in ihrer gräßlichen Grausamkeit. Die Dichter des großen Reiches der Mitte haben Lieder gesungen, die so zart und wunderbar sind, daß der Glanz des Tautropfens und die Melodie des zunehmenden Mondes neben ihnen demütig werden . . . Und so sang auch einer dieser Dichter das Lied von der Frau vor dem Spiegel. Am Ufer des gewaltigen Hoang Ho lebte der Karawanenführer Lotulin mit seiner jungen, schönen Gattin Lyolan; die beiden waren einander in großer Liebe zugetan und überglücklich, daß ihre Ehe mit einem Sohn gesegnet wurde, der, drei Jahre alt, besonders die Mutter mit seinem entzückenden Plaudern unterhielt. Denn Lotulin kam oft wochenlang nicht in sein Heim. Die Wüste Gobi ist groß, und die Wege sind gefährlich.

Zu dieser Zeit ereignete es sich, daß ein mächtiger Mandarin einen Boten zu Lotulin schickte und ihm sagen ließ, er habe die Absicht, durch die Wüste Gobi zu ziehen, und wünsche, daß Lotulin, von dessen Tüchtigkeit als Führer er vernommen habe, seine Karawane geleite. Der junge Chinese sagte zu dem Boten, daß er gern bereit sei, den ehrenden Auftrag des Mandarinen zu übernehmen.

Der Tage der Abreise kam heran, und die junge Frau sprach traurig: „Mir träumte heute nacht, daß ich in einen großen, wunderschönen Spiegel blickte, aus dem mir plötzlich eine schreckliche Grimasse entgegen starrte . . . Lo, du bist in Gefahr, zieh nicht in die Wüste!“

Da lächelte Lotulin und meinte scherzend: „Ly, geliebte Frau, dein Traum hat nur zur Hälfte Bedeutung. Sieh, der große Spiegel, von dem du geträumt hast, soll heute schon dein eigen sein. Ich brachte ihn heimlich von meiner letzten Reise mit, um ihn dir zum Feste zu schenken.“

Er verließ das Bambushaus und kam nach einer Weile mit einem großen Spiegel zurück, den er in eine Ecke stellte, so daß sich Lyolan vom Kopf bis zu den kleinen Füßen sehen konnte. Da schwand ihre Trauer, sie klatschte glücklich in die Hände und fiel ihrem Gatten um den Hals . . .

„Und an die Grimasse, die aus dem Spiegel sah, darfst du nicht mehr denken, Ly.“

Die Tage vergingen, Lyolan saß vor dem Spiegel und dachte an ihren fernen Gatten. Aus den Tagen wurden Wochen, aber Lotulin kam nicht.

Wieder war ein Tag voll unerfüllter Erwartung zu Ende gegangen. Lyolan hatte ihr Kind mit einem süßen Lied in den Schlummer gesungen. Es war ihr schwer gefallen, die Tränen zurück zu halten. Die junge Frau löste ihr schweres Haar und sah in den Spiegel; dann zog sie den Vorhang beiseite und ließ das Licht des Vollmondes hereinfluten. Und sie saß vor dem Spiegel und sah, wie der Mond ihre Tränen gleich glitzernden Jadeperlen aufleuchten ließ. Langsam kämmte sie ihr Haar, Duft vieler Blüten zog in den Raum, und im Spiegel lächelte der Knabe im Schlaf . . .

Der tiefe Zauber der chinesischen Vollmondnacht war über die schöne Frau gekommen, sie senkte das Haupt, daß die schwarzen Haare wie ein Schleier über das Antlitz fielen, und flüsterte ein Gebet zu den Göttern.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch. Sie fuhr empor und erstarrte vor Schreck; denn aus dem Spiegel drohte ihr ein fratzenhaftes Haupt entgegen. Und neben dieser Grimasse lächelte friedlich der schlafende Knabe. Da hob sie bittend die schlanken Arme und wies auf das Kind. Der fremde Mann blickte unwillig um sich und näherte sich dann leise Lyolan. Sie sah alles im Spiegel; sie wagte nicht, sich umzudrehen.

„Folge, folge mir“, sagte er leise.

„Ich kann nicht, sieh mein Kind“, flüsterte sie.

„Folge mir. Dein Mann wird bald kommen, er soll allein für sein Kind sorgen . . . Du mußt mir folgen; Lotulin hat unseren Hauptmann getötet. Wir überfielen die Karawane des Mandarinen, als er zurück zog. Dein Mann ist schuld, daß der Überfall mißlang. Unser Hauptmann liegt tot in der Wüste. Aus Rache komme ich nun, dich zu holen. Folge mir!“

Die Stimme des Fremden klang leise und grausam; und dennoch zitterte ein Unterton in dieser Stimme, der die junge Frau in ihrer fürchterlichen Angst aufhorchen ließ. Plötzlich wurde sie stark. Ihre Tränen versiegten. Mit einem Lächeln, für dessen Gelingen sie den Göttern dankte, sprach sie: „Du bist stärker als ich. Wenn du mein Kind schonst, will ich dir folgen. Doch gib mir einige Augenblicke Zeit. Ich will mich kämmen und schminken.“

„Beeile dich!“

Lyolan kämmte ihr langes, schwarzes Haar und steckte es in einen Knoten; dann löste sie es wieder und sprach: „Ich will schön sein, wenn ich mit dir gehe. Ich muß meine Haare anders aufstecken. Gefalle ich dir so vielleicht besser?“

Der Fremde blickte sie unwillig an. Aber er sagte nichts. Mit zitternden Händen suchte die Frau ihre goldenen Kämme und Nadeln.

„Beeile dich!“ Seine Stimme klang aufgeregt. Doch Lyolan lächelte und griff nach Schminke und Puder. Langsam und ruhig begann sie das Werk der Schönheit, während der Mond sein silbernes Licht über sie ausgoß.

Da bemerkte sie, wie das Antlitz des Fremden weich wurde. Ein Gebet auf den Lippen schmückte sie sich und setzte den feinen Pinsel mit der Tusche an.

War das nicht Pferdegetrappel? Die Frau fühlte, wie sie unter der Schminke erbleichte. Nur ruhig bleiben, dachte sie und begann mit dem Fremden zu plaudern. Dazwischen hörte sie, daß jemand ins Haus trat. Am Schritt erkannte sie Lotulin. Und jetzt stand ihr Mann im Zimmer, sie fuhr herum.

Da hockte der Fremde am Boden und schrieb, schrieb . . .

Ihr Gatte blickte Lyolan an, dann den Fremden. Dieser aber schrieb, schrieb . . .

Dann erhob er sich; sein Antlitz war sanft und friedlich. Er sprach: „Die Götter mögen dich und deine Frau segnen. Fürchtet euch nicht vor mir; denn die Götter haben aus diesem Spiegel das Wunder über mich geschickt . . . Seht, ich bin zum Dichter geworden.“

Er las mit unendlich weicher Stimme ein Gedicht vor, und dieses Gedicht hieß „Die Frau vor dem Spiegel.“

Dann verneigte er sich und ging.

Das ist die Geschichte von der Frau vor dem Spiegel. Seltsam erscheint uns die Seele der Chinesen in ihrer Grausamkeit und ihrer plötzlichen Weichheit.

Die Nacht am Brunnen Bu Meliana.

Skizze von Erich Janke.

Das Rasseln der Trommeln und das Klirren der Becken steigerten sich unaufhörlich. Dazwischen quäkten die Flöten der jungen Araber, die im Kreise am Ende des Säulenhofes saßen und gespannt auf eine Tür im Mittelbau starrten. Dichte Schwaden betäubend duftenden Rauches stiegen in die klare Nachtluft empor und verdeckten fast das Flimmern der Sterne. Hinter den dichten Gittern der Frauengemächer im ersten Stock leuchtete ein ganz schwacher Lichtschein, sicher lauschten die Bewohnerinnen oder spähten durch die schmalen Spalten auf das ungewohnte Schauspiel hinab. Mein Gastgeber, der Besitzer des Hauses, eines der stattlichsten in der großen Saharaoase, saß neben mir mit seinen älteren und jüngeren Gästen und ließ mir in kostbaren, silbergehämmerten Schalen Zuckerwerk und kleine Kuchen reichen. Der dicke Kaffee dampfte in den zierlichen Tassen, die Kohlestücke auf den Wasserpfeifen glühten rötlich durch das Dunkel. Die Musik war derart aufregend, daß meine Hände leise zitterten. Plötzlich ging die Mitteltür auf, ein riesiger halbnackter Neger stürzte heraus und begann einen Tanz, wozu er mit heiseren Kehllauten seltsam sang. Immer schneller und wilder wurden seine Bewegungen, die Zuschauer begleiteten ihn mit taktmäßigem Händeklatschen, bis er völlig erschöpft zu Boden sank, indes die Musik fortdauerte. Ich war vollständig im Bann dieser Stimmung und hatte das Gefühl, Träume erfüllt zu sehen, die mir fast seelische Qualen bereitet hatten. Aber das Ganze verlangte gebieterisch eine Krönung — einen Abschluß, und wie suchend sah ich mich nach meinem Diener André um, der in einer Ecke vor seiner Wasserpfeife kauerte.

Sein Vater war Südfranzose, aber seine Mutter Araberin gewesen, und weil er mit der Kenntnis der arabischen Küstenmundarten mir unentbehrlich schien, hatte ich ihn aus Mustapha mitgenommen. Er wußte um meine romantischen Neigungen, ohne ihren tieferen Sinn begreifen zu können, und schien sofort zu verstehen, was mein suchender Blick ihm sagte. Lautlos verschwand er, gleich darauf hörte ich auf dem Nebenhofe leises Klirren und Stampfen, wahrscheinlich sattelte er die Pferde, nur ein wilder Ritt in die Wüste konnte meinen empörten Nerven Ruhe bringen. Wir trugen arabische Gewänder, und wenn unsere Pferde unter den anfeuernden Rufen in der Sprache Mohammeds mit uns dahinjagten, dann tauchte vielleicht auch meine Seele unter in dem geheimnisvollen Zauber orientalischer Gefühle, die dem Europäer sonst ewig verschlossen scheinen. Ich wußte nicht, was André veranlaßt hatte, gerade in diesem Hause für uns Gastfreundschaft zu suchen, es schien mir, als beständen irgendwelche mir verborgenen Beziehungen zwischen ihm und den Bewohnern, aber seine niedere Herkunft ließ mir diesen Umstand doppelt rätselhaft erscheinen. Jedenfalls hatte er mir den Wunsch nach arabischer Gastfreundschaft in überraschender Schnelligkeit vermittelt. Der Vorschlag, gerade diese einsame Oase aufzusuchen, war von ihm ausgegangen. Hier befanden wir uns Hunderte von Meilen entfernt von dem Schutz der letzten französischen Militärstation am Rande der Sahara. Mir war dies im Augenblick gleichgültig; als André mir verstohlen winkte, verabschiedete ich mich in höflichster Form von meinem Gastgeber. Die Festlichkeit, die irgendeine hochzeitähnliche Bedeutung haben mußte, würde auch ohne mich weitergehen.

André hielt mit dem Pferde hinter dem Hause, wo der langgestreckte Palmengarten begann. Es war finster, aber doch noch etwas zerstreutes Tageslicht. Unsere weißen Burnusse leuchteten, hier und da blitzte das Zaumzeug der Tiere auf. „Wohin, André? Es ist ja fast zu dunkel für einen Ritt?“ — „Bald geht der Mond auf, Herr, dann sind wir am Brunnen Bu Meliana, reitet geraden Wegs vor bis zum Ausgang des Gartens, ich folge, ich muß den Sattelgurt noch einmal fest schnallen.“ Als ich aufsteigen wollte, bemerkte ich erst, daß noch ein drittes Pferd da stand, was mir in meiner traumhaften Stimmung gar nicht aufgefallen war. André sah meinen Blick und kam meiner Frage zuvor: „Es ist das Packpferd, ich will es etwas bewegen.“ Ich nickte, stieg in den Sattel und ritt, bald in leichten Trab übergehend, an der Gartenhecke entlang. Wieder einmal fühlte ich mich losgelöst von allen menschlichen Fesseln, über mir die Sterne, vor mir die endlose Weite; es war mir, als müßte in der Ferne ein Ziel sein, das meine Seele für immer zur Ruhe brächte, wenn ich es erreichte. Der kühle Nachthauch umfriedete mich, ich sog die Luft ein wie einen Trank des Vergessens und verlor mich in wunschloses Dämmern.

Da hörte ich hinter mir stampfende Hufe, und plötzlich brausten in vollem Galopp zwei Pferde an mir vorüber, eine Staubwolke wirbelte auf. — Was war das, was hatte das zu bedeuten? Auf dem einen Pferde saß André, auf dem zweiten eine Frauengestalt, dicht verschleiert, einen dunklen Mantel über den Schultern. Im Augenblick waren sie vorüber, ehe ich noch einen klaren Gedanken fassen konnte. Ich rief, ich schrie — ich gab meinem Tiere die Sporen. — Dann zuckten mir die Vermutungen blitzartig durch den Kopf, ich fühlte eine furchtbare Gefahr aufsteigen: War Andrés rätselhafte Verbindung mit dem Hause des Arabers im Spiel? Entführte er irgendeine Insassin der Frauengemächer, und stürzte er sich und mich in ein geradezu verzweifeltes Abenteuer? Wer würde mir denn glauben, daß ich unbeteiligt sei? Konnte oder sollte ich ihm helfen? Aber wer war die Unbekannte, und lohnte dieses Spiel den Einsatz des Lebens? Ich hielt an und wendete. Da sah ich in der Ferne auch schon Lichter aufblitzen. Ich hörte wilde Rufe, die näher und näher kamen. Kein Zweifel, die Flucht war schon entdeckt, und die Verfolger nahten. Ich war sofort entschlossen — diese Tat war heller Wahnsinn, und ich mußte an meine eigene Rettung denken, indem ich jeden Verdacht von mir ablenkte und die Fliehenden ihrem Schicksal überließ. Ich sprengte den Ankommenden entgegen, es waren etwa ein Dutzend Reiter, an der Spitze mein Gastgeber. Kaum hatte ich sie erreicht, als man mir von rechts und links in die Zügel fiel und ein Schwall von arabischen und französischen Worten mir entgegen schlug. Aber die Hin- und Widerrede war kurz, ich schwur, von nichts zu wissen, und man glaubte mir, da ich den Wüstenbrunnen Bu Meliana als wahrscheinliches Ziel Andrés und seiner Beute angab, denn dorthin hätte er mit mir reiten wollen. Die wilde Jagd ging weiter, ein unbeschreibliches Bild im Lichte des langsam am Himmelsrand aufsteigenden Vollmondes.

Bald waren wir am Ziel. Zur Linken lag das niedrige weiße Grabmal eines Marabut, gleich dahinter der Rand des zisternenartig ausgemauerten Brunnens. — Nichts regte sich. — Wo waren die Flüchtigen geblieben? Aber dort — die dunklen Schatten — die beiden Pferde! Alles sprang ab und drängte zum Brunnen vor — ein Schrei gellte durch die Nacht, der Araber hatte sich über die Tote geworfen, deren weißes Gewand mit Blut gefärbt war. Neben ihr lag André mit durchschossener Schläfe. Ich beugte mich erschüttert nieder. Jede Hilfe kam zu spät.

Aber die fortschreitende Nacht am Brunnen Bu Meliana brachte mir die Deutung des Ereignisses: Ein Bruder hatte die Ehre seiner Schwester gerettet und diese Tat mit dem Leben bezahlt!



Bunte Chronik



*** Conan Doyles Korrespondenz mit dem Jenseits.** Conan Doyle, der berühmte Schöpfer des „Sherlock Holmes“, ist von einer Reise nach Süd-Afrika in seine Heimat zurückgekehrt. In Rhodesia besuchte er das Grab Cecil Rhodes, des berühmten Kolonisators dieses Gebietes. Die Ruhestätte des berühmten Landsmannes hat auf Conan Doyle einen sehr starken Eindruck gemacht. Er setzte sich, wie er dem Berichterstatter einer großen Londoner Zeitung erklärte, in Verbindung mit dem Geiste des Toten. „Ich und meine Frau standen am Grabe“, erzählte Conan Doyle, „und warteten auf die Botschaft aus dem Jenseits. Eine lange Zeit geschah gar nichts, dann fing die Hand meiner Frau an zu zittern und sie schrieb ein paar Worte auf ein Papier. Auf die Frage, ob es wirklich Cecil Rhodes sei, der die Hand meiner Frau führte, schrieb meine Frau unter einem unwiderstehlichen Einfluß folgende Worte nieder: „Ich kam hierher, wo mich mein Schicksal traf, wo ich Glück und Unglück erlebte. Alle meine Hoffnungen sind hier in Erfüllung gegangen. Wir werden uns noch einmal treffen und von Angesicht zu Angesicht sprechen . . .“

*

*** Der Mörder wird von seinen eigenen Eltern dem Gericht ausgeliefert.** In der Umgebung von Vukovar ist vor Monatsfrist ein Kaufmann auf seinem nächtlichen Heimwege erschlagen und beraubt worden. Alle Nachforschungen der Behörden nach dem Täter blieben erfolglos und es schien, als ob die furchtbare Tat ungesühnt bleiben sollte. Dieser Tage aber wurde der Mörder unter eigenartigen Umständen entdeckt. Der Bauernsohn Ignjat Stanisavijevic aus einem Dorfe in der Umgebung von Vukovars, ein Tunichtgut, der allgemein als Spieler und Trunkenbold bekannt war, hatte seinen Eltern eine Summe Geldes gestohlen, da sie ihm wegen seines leichtsinnigen Lebenswandels jede Unterstützung versagt hatten. In der Abwesenheit des Sohnes durchsuchten die Eltern das Bett des Burschen, da sie vermuteten, dort einen Teil des gestohlenen Geldes aufzufinden. Dabei machten sie eine entsetzliche Entdeckung: zwischen Bett und Wand waren blutbefleckte Unterkleider geschoben und in die Matratze eingenäht war die Brieftasche des ermordeten Kaufmanns. Die Eltern, die nicht zweifeln konnten, daß ihr Sohn der langgesuchte Mörder sei, erstatteten bei der Gendarmerie die Anzeige. Als der Bursche gefesselt aus dem Elternhaus geführt wurde, über das er Schande gebracht hatte, rief er seinen vollständig gebrochenen Eltern noch drohend zu, er werde sie, sobald er wieder freikäme, ermorden, um sie für ihren Verrat zu bestrafen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.